

Loffredo (Hrsg.)
Transit Kunst/Universität

Anna Maria Loffredo (Hrsg.)

Transit **Kunst/Universität**

Grenzgänge fachdidaktischer Diskurse

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

kunstuniversitätlinz

Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung

Gedruckt mit Unterstützung der Kunstuniversität Linz

Cover: Raphael Wasilakis

Fotos: David Panhofer

Lektorat: Jennifer Eder, Florian Hareter, David Panhofer, Robert Starzer

ISBN 978-3-86736-376-1

Druck: docupoint, Barleben

© kopaed 2017

Arnulfstraße 205, 80634 München

Fon: 089. 688 900 98 Fax: 089. 689 19 12

e-mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de

Inhalt

Frank Louis Vorwort	7
Wolfgang Welsch Leben im Transit	8
Kunibert Bering Kulturelle Kompetenz: Transit und Konstanten	16
Gerhard Hickisch TRANSFAIRNESS Über die faire Vermittlung von Grundlagen des Erzeugens von dichter visueller Information – ‚dense information‘	29
Wolfgang Ullrich Bildersozialismus	56
Anna Maria Loffredo Im Transit des Untergrunds Graffiti als informeller Bildungs(um)weg am Beispiel von Jean-Michel Basquiats Biografie	66
Rudolf Preuss Teilhabe am kulturellen Erbe in einer Gesellschaft mit inklusivem Anspruch	104
Oliver M. Reuter Ästhetische Bildung in den Transitzonen der Gesellschaft	120
Gerrit Höfferer ZEIT – BILD – BILDUNG Ein goldenes Zeitalter für die Kunstpädagogik	128
Wolfgang Schreiberlmayr ... träume Träume ... Einladung zum Transit-BE	135
Autoreninformationen	149

Frank Louis

Vorwort

Die Bildung junger Menschen in der Schule ist eine der zentralen Aufgaben einer Gesellschaft. Diejenigen Menschen zu bilden, die wiederum die Schüler_innen später unterrichten, muss demnach eine noch verantwortungsvollere Aufgabe sein. Besonders schwierig wird diese dadurch, dass angehende Lehrende lernen müssen, auf die Balance von Konstanten und Veränderungen in der Gesellschaft zu reagieren. Es kann nicht darum gehen einen Wissenskanon an Studierende zu vermitteln, den diese automatisiert an ihre Schüler_innen weitergeben. Vielmehr kommt Wissen immer nur in Kontexten zum Tragen. Ändern sich die Bedingungen, ändern sich nicht die Fakten selbst, sondern die Art und Weise, wie wir mit ihnen umgehen.

Die Kunst und die Universität, wie an der Kunstuniversität Linz, eignen sich besonders, sich mit Phänomenen des Transits zu beschäftigen, da allein die Wahl des Mediums Informationen transformiert und diese anschaulich macht. Insofern leistet das von Anna Maria Loffredo ausgerichtete Symposium im Oktober 2016, das im vorliegenden Band mit weiteren Diskursbeiträgen dokumentiert ist, eine wichtige Reflexionsfolie zur Schärfung der zukünftigen Lehrenden- und Vermittlerrolle der Studierenden.

Frank Louis

Vizerektor für Lehre



Wolfgang Welsch

Leben im Transit

Vorbemerkung, Problemstellung

Dass unser Leben eines der Veränderungen, der Übergänge, der Brüche und Instabilitäten sowie ständig neuer Anpassungen ist oder sein sollte, ist heute schier ein Gemeinplatz. Früher war das anders. Da sagte man uns, man solle zielstrebig eine bestimmte Karriere planen, solle sich ein stabiles familiäres und soziales Umfeld verschaffen, solle alles auf solidem Grund nach Gesichtspunkten der Planbarkeit und Beständigkeit einrichten. (Und manche Mitstreiter_innen sahen dann tatsächlich schon mit 20 Jahren so fertig und blass aus wie die Büsten auf manchen Grabsteinen; sie waren dem Ideal allzu eifertig und erfolgreich gefolgt.) – Damals also ein Ideal der Stabilität, heute eines der Flexibilität.

Im Allgemeinen glaubt man, der Übergang vom einen zum anderen sei uns durch die neueren ökonomischen, geopolitischen und kulturellen Entwicklungen aufgedrängt worden. Früher seien die gesellschaftlichen Verhältnisse eben stabiler gewesen, und daher war es damals möglich und angebracht, für das eigene Leben auf Stabilität zu setzen. Heute aber, im Zeitalter von Globalisierung und Digitalisierung, sei alles kurzlebiger geworden, wechselhafter, sprunghafter, unvorhersehbarer. Da sei das alte Ideal der Stabilität dysfunktional geworden. Man müsse heute, ob man wolle oder nicht, sein Leben flexibel anlegen, müsse zu Patchwork-Identität und wechselnden Mehrfach-Jobs bereit sein, müsse sich auf Veränderungen, auf Abbrüche und Sprünge einstellen, man müsse, kurz gesagt, bereit sein, im Transit zu leben. Ob das nun zum Menschen passe und ihm im Grunde gut tue oder nicht, diese neue Ausrichtung sei uns durch die zeitgenössischen Verhältnisse aufgezwungen worden, sei durch sie verbindlich gemacht worden. Wer diese Umstellung nicht mitmacht, hat schlechte Karten. Wer hingegen zum Avantgardisten der Flexibilisierung wird, kann sein Glück machen. Nolens volens sollten wir alle diese Richtung einschlagen.

Was mir an dieser Diagnose nicht gefällt, was ich in Zweifel ziehen möchte, ist ihr Unterton. Ich will infrage stellen, dass wir zu einem Leben im Transit erst durch die neuen Verhältnisse – durch verstärkte Migration, durch gebrochene und diversifizierte Berufsbiografien, etc. – gedrängt worden seien. Ich möchte stattdessen die These vertreten, dass Leben konstitutiv ein Leben im Transit ist – bei uns Menschen ebenso wie bei anderen Lebewesen. Falsch und lebensinadäquat war das vormalige Ideal der Stabilität, der Äternisierung, des So-und-nicht-anders. Zu unserer Verfassung als Lebens-, Liebens-, Wirklichkeits- und Kulturwesen passend war hingegen immer schon die Ausrichtung auf ein Leben im Transit.

1 Wir Menschen sind konstitutiv Wesen des Transits

a Wir sind das schon biologisch

Ich will, da unser Leben konstitutiv ein Transit ist, zunächst im Blick auf unsere biologische Verfassung klarmachen. Offensichtlich ist unser Leben als solches ein einziger Transit: Von der Geburt über Kindheit, Jugend, Erwachsensein und Alter bis hin zum Tod. Das ist trivial. Aber auch schon innerhalb viel kürzerer Zeitspannen, innerhalb von Monaten oder Stunden, ist unsere biologische Existenz durch Transitvorgänge gekennzeichnet. Täglich erneuert unser Körper 600 Millionen Zellen. Jede Woche bekommen wir eine neue Magenschleimhaut. Unsere gesamte Haut regeneriert sich innerhalb eines Monats, die roten Blutzellen tun es alle vier Monate, und unsere Knochen werden deshalb nicht frühzeitig morsch, weil sie sich innerhalb eines Jahres allesamt erneuern. Wir besitzen in der Tat jeweils nach einem Jahr einen nahezu vollständig neuen Körper. Und sind natürlich nur aufgrund dieser ständigen Erneuerung überhaupt lebensfähig. – Warum aber sind wir uns dessen so wenig bewusst, warum denken wir an diese unsere permanente Wechselverfassung so wenig?

Ferner: Wer sind wir eigentlich? Besitzen wir als Menschen oder Individuen eine sichere, abgegrenzte Identität? Bleiben wir fürs Erste noch einmal auf der biologischen Ebene. Da könnte man meinen, unsere Identität sei durch das Genom von *Homo sapiens* definiert. Und in der Tat: Unsere biologische Identität ist zunächst durch den uns überkommenen Genmix unserer Eltern bestimmt, dieser bildet unsere biologische Basis.

Aber unsere humane Genmatrix ist bei Weitem nicht alles, was uns ausmacht – nicht einmal biologisch. Wir Menschen bestehen keineswegs nur aus Menschlichem. Jeder von uns ist nur im Verbund mit einer Vielzahl von Mikroorganismen lebensfähig. Unzählige Bakterien besiedeln unsere Haut und bewohnen unseren Mund, unseren Darm und selbst unsere Lunge. Eine realistische Betrachtung des Genoms, dessen wir bedürfen, muss also auch das Genom dieser Bakterien berücksichtigen. Und da sind die Zahlenverhältnisse fast unglaublich. Maximal 10 Prozent unseres Hologenoms (also der Summe unseres humanen und des zu uns gehörenden bakteriellen Genoms) sind human, der Rest ist bakteriell. Wir bestehen aus etwa 10 Billionen Zellen, aber auf und in uns befinden sich etwa zehnmal so viele Bakterien. Und dabei habe ich noch nicht die uns bevölkernden Viren berücksichtigt. Genetisch macht das Menschliche insgesamt nicht einmal 10 Prozent von uns Menschen aus.

Überdies sind wir Menschen evolutionär betrachtet höchst multipel, wir sind Wanderer durch das ganze Reich des Lebendigen und von Grund auf ein Produkt dieser Wanderung. Der menschliche Embryo beginnt nicht als menschlicher Embryo, sondern zunächst sieht er wie ein Fisch aus, dann wie ein Amphibium, daraufhin wie ein Molch oder Salamander, anschließend wie ein säugerähnliches Reptil, und erst Ende der achten Woche mag man ahnen, dass ein Mensch im Entstehen ist. Der menschliche Embryo durchläuft in seiner Entwicklung den ganzen Weg, der evolutionär zu uns Menschen geführt hat – den Weg von den Fischen über die Amphibien und die Reptilien bis zu den Säugern – noch einmal. Auch deshalb sind wir Menschen von unserer biologischen Konstitution her nicht einfachhin ‚human‘, sondern animalisch-multipel: Wir tragen in uns die Hox-Gene von *Drosophila*,

das Kollagen der Quallen, die Lernmechanismen der Schnecken, das Objektwissen der Primaten usw., usw..

Wir sind somit – ich fasse die drei genannten Aspekte zusammen – erstens schon in unserem zellulären Bestand von Monat zu Monat transitär, zweitens können wir nur durch die Symbiose mit uns bevölkernden Migranten (Bakterien und Viren) überhaupt leben, sind auf deren Kooperation angewiesen, und drittens sind wir von unserer ganzen evolutionären Machart her Transiteur_innen, versammeln ganze Reihen von Lebewesen und deren Errungenschaften in uns. Zudem sind wir von unserem Elemente-Bestand her nicht einfachhin irdische, sondern kosmische Wesen: 92 Prozent der Elemente, aus denen wir bestehen, wurden in Sternen erzeugt, in uns ist also auch eine ganze Menge kosmische Transitmasse lebendig. Wir sind kurzum – unserer Herkunft, unserem Bestand und unseren Lebensvollzügen nach – geradezu exemplarische Wesen des Transits.

b Unsere kulturelle Transitverfassung

Muss ich nach diesen Ausführungen zu unserer biologischen Verfassung noch eigens auf unsere kulturelle Formation eingehen? Oder versteht es sich von selbst, dass wir gerade auch kulturell Transit-Wesen sind? In meinem Konzept der Transkulturalität war einer der Kernpunkte die These, dass wir *alle* – nicht nur die Migrant_innen, sondern auch die einheimisch Verwurzelten – kulturelle Mischlinge sind, dass wir in unserer Formation durch *mehrere* kulturelle Herkunftse und Verbindungen bestimmt sind (vgl. Welsch, 2011, S. 294). Es ist der Austausch und Übergang, der Transit zwischen verschiedenen kulturellen Elementen, der unsere kulturelle Formation bewirkt.

Das rührt u. a. daher, dass schon historisch solche Transkulturalität geradezu die Regel war. ‚Griechenland‘ beispielsweise, zur Zeit des nationalistischen Denkens zur ganz aus sich selbst sprudelnden Quelle des Abendlandes stilisiert, war keinesfalls ‚rein‘: Ohne Ägypten und Asien, Babylonien und Phönizien wäre die Entstehung der griechischen Kultur gar nicht zu verstehen. Eines von vielen Indizien dafür ist, dass nahezu 40 Prozent der altgriechischen Wörter semitischen Ursprungs sind. Auch das spätere Europa war durch transkulturellen Austausch bestimmt. Man denke nur an den Warenverkehr oder an die Kunstgeschichte. Die Stile waren länder- und nationenübergreifend und viele Künstler_innen haben ihre besten Werke fernab der Heimat geschaffen. Albrecht Dürer, der in nationalistischen Zeiten als exemplarisch deutscher Künstler galt, ist erst in Italien er selbst geworden, und er musste Italien ein zweites Mal aufsuchen, um ganz er selber zu werden.

Carl Zuckmayer hat in einer Passage von *Des Teufels General* wunderbar beschrieben, wie ethnische und kulturelle *Mischung* zur Bildung der allenfalls scheinbar homogenen, in Wahrheit durch vielfältige Einflüsse bestimmten Kulturen führt. General Harras sagt dort zum Fliegerleutnant Hartmann:

„[...] [S]tellen Sie sich doch mal Ihre Ahnenreihe vor – seit Christi Geburt. Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat

die katholische Haustradition begründet. – Und dann kam ein griechischer Arzt dazu, oder ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flözer, ein wandernder Müllerbursch vom Elsass, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant – das hat alles am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt – und – und der Goethe, der kam aus demselben Topf und der Beethoven, und der Gutenberg, und der Matthias Grünewald, und – ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt – wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen“ (S. 149).

Das ist eine realistische Beschreibung der historischen Genese eines ‚Volkes‘. Wir alle haben vielfache kulturelle Wurzeln.

Das Gleiche gilt für nicht-europäische Kulturen. Beispielsweise wäre es unmöglich, die japanische Kultur ohne Berücksichtigung ihrer Verflechtungen mit der chinesischen, koreanischen, indischen, hellenistischen und der modernen europäischen Kultur zu rekonstruieren. Edward Said hatte recht, als er sagte: „Alle Kulturen sind hybrid; keine ist rein; keine ist identisch mit einem ‚reinen‘ Volk; keine besteht aus einem homogenen Gewebe“ (1996, S. 24).

Heute verstärkt sich diese Transkulturalität, die wie gesagt historisch schon die Regel war, insbesondere durch neue Migrationsschübe, durch die Globalisierung und durch die elektronischen Medien. Man könnte dies lange und mit vielen Details ausführen, aber das ist hier weder möglich noch nötig. Vor 25 Jahren, als ich das Konzept der Transkulturalität entwickelte, galt es noch als anstößig, inzwischen ist es zum Gemeinplatz geworden.

Wir Menschen sind also, zusammengefasst, nicht nur, wie zuerst gezeigt, unserer biologischen Existenz nach Wesen des Transits, sondern wir sind es auch in unserer kulturellen Existenz und heute vielleicht stärker denn je zuvor.

2 Relationalismus und Prozessontologie – „Alles ist nicht es selbst“

Dies war, musikalisch gesprochen, sozusagen der erste Satz. Der zweite schlägt einen etwas anderen Ton an. Er handelt davon, dass es eigentlich der Charakter *alles* Seienden ist, einen Schnittpunkt, einen Kreuzungspunkt von Übergängen, ein Bündel von Transfers darzustellen.

Für gewöhnlich denken wir (zumindest im abendländischen Raum) anders. Wir meinen, ein Seiendes sei zuerst einmal es selbst und stehe erst sekundär in Relationen. Ich schlage eine andere Sichtweise vor: Dass umgekehrt jedes Seiende primär ein Durchgangspunkt von Beziehungen ist und nur sekundär – aber illusorisch – als selbstständig Seiendes, als Substanz erscheint. Ich will die Leser_innen hier nicht zu sehr mit einem der größten Denkgegensätze in der Philosophie plagen. Mehrheitlich dominiert das Substanzdenken, von Platon und Aristoteles über die mittelalterliche und neuzeitliche Philosophie bis hin zur heute weltweit führenden analytischen Philosophie – und natürlich und vor allem

auch in unserem Alltagsdenken. Wir glauben, dass Dinge, feste Gegenstände, eben Substanzen, das Primäre seien, und dass sich an diesen dann erst sekundär Bewegungen und Veränderungen abspielt. Auf der anderen Seite gab es in der Tradition aber auch Denker, die nicht diesem Substanzdenken huldigten, sondern die Welt als primär aus Prozessen bestehend ansahen – so Heraklit oder Schopenhauer und Nietzsche und in neuerer Zeit am prominentesten Whitehead, der große Propagator einer grundsätzlich prozessualen Sichtweise der Wirklichkeit (vgl. Whitehead, 1929). Ich glaube, dass diese Sichtweise im Recht ist.

Dinge sind, was sie sind, nicht an sich, nicht aus sich selbst. Ansichsein, das ist der große Irrtum in der Philosophie und im Alltag. Ein jedes Seiende ist, was es ist, vielmehr durch die Prozesse, die zu ihm geführt haben und durch die Relationen, in denen es steht. Nimmt man diese vermeintlich externen Bedingungen weg, so zeigt sich sogleich, dass das scheinbare Ansich, das Wesen, schlicht zusammenbricht, verdampft.

Nehmen wir Wasser als Beispiel. Man denkt im Allgemeinen, Wasser sei von sich aus flüssig. Das ist ein Irrtum. Wasser ist *unter bestimmten Temperaturbedingungen* flüssig, unter anderen aber ist es festes, gefrorenes Eis, und unter noch einmal anderen löst es sich in Dampf auf. Oder glauben Sie, ein Automobil sei – wie der Name es suggeriert – ein selbstfahrendes Gerät? Nimmt man den Kraftstoff oder die Elektroenergie weg und dann auch noch Straßen und Wege und den festen Untergrund überhaupt, so ist es mit der Automobilität der Kiste schnell vorbei. Und man kann noch weiter gehen: Wenn man die Erdatmosphäre wegnähme, würden nicht nur alle Autoreifen platzen, sondern alle Organismen – uns eingeschlossen – würden zerbersten. Die Organismen sind auf den Atmosphärendruck perfekt abgestimmt. Ihr Zellinnendruck hält dem Außendruck der Atmosphäre passgenau die Waage. Die Organismen haben sich eben in Abstimmung mit dieser Außenbedingung entwickelt. Daher gehört diese untrennbar zu ihnen, ist ihrem Design eingeschrieben. Jeder Organismus ist durch diese Außenbeziehung geformt. Die Relation ist eine innerliche, nicht bloß eine äußerliche.

Nur denken wir gemeinhin nicht an derlei externe Bedingtheiten dessen, was anscheinend selbstständig vor Augen steht. Diese Bedingungen sind aber absolut elementar. Es ist eine arge Verkürzung, wenn wir die Dinge, wie sie vor Augen stehen – eine Blume oder einen Hund, eine Geige oder ein Klavier – für autonome Dinge nehmen, die von sich aus blühen oder bellen oder klingen könnten. Ohne den Atmosphärendruck würden Blumen und Hunde sich instantan auflösen, und ohne die umgebende Luft vermöchten Geigen und Klaviere keinerlei Klang abzugeben. Die Außenbedingungen sind dem, was als Wesen oder Eigentätigkeit einer Sache erscheint, *eingeschrieben*. Sie sind keineswegs peripher, sondern absolut essenziell. Noch einmal: Nichts ist, was es ist, einfachhin aus sich selbst, sondern nur im Verbund mit Außenbedingungen, die unabdingbar zu seiner Verfassung gehören. Oder, wie Rilke das formuliert hat: „Alles ist nicht es selbst“ (1915, S. 699). Oder in der Terminologie dieses Symposiums: Alles existiert nur als Transitznoten vielfacher Bezüge (vgl. Welsch, 2015, S. 894; Welsch, 2016, S. 25).

3 Umstellung im Denken

Ich komme zum Ende, zur Moral von der Geschicht'. Sie liegt eigentlich auf der Hand. Geboten ist eine Umstellung unseres Denkens: Weg vom alten Substanz- und Stabilitätsideal hin zu einem Denken der Prozessualität, der Flexibilität, der Übergänge und Verflechtungen, zu einem Denken im Sinn vielfältiger Transits.

Wenn wir Menschen biologisch wie kulturell de facto Wesen der Übergänge sind, dann sollten wir das nicht verleugnen, sondern akzeptieren und unser Selbstverständnis und unsere Ideale und Zukunftsvorhaben *dementsprechend* ausrichten und entwickeln. Wenn Verflechtungen und Übergänge die wirkliche Verfasstheit von allem kennzeichnen, dann sollten wir unsere Weltsicht nicht weiterhin mit Substanz- und Ansichseins-Vorstellungen knebeln, sondern uns auf diese Transitivität einlassen.

Diese Aufforderung zu einer Umstellung betrifft unser Wirklichkeitsverständnis, unser Selbstverständnis und natürlich auch die Praxis unseres Lernens und Handelns. Wenn die Dinge alle durch vielfältige Beziehungen bestimmt sind, dann lassen sie sich nur in transdisziplinären Zugängen adäquat begreifen. Die Dinge tun dem Kastensystem der Disziplinen schlicht nicht den Gefallen, sich nach dessen Einteilungen und Trennungen zu verhalten. Sie überspielen oder überspülen diese vielmehr souverän. Dem muss jeder akademische Zugang heute stellen. Bloße Disziplinarität ist Knebelung und Dummheit, Transdisziplinarität ist das Gebot der Wirklichkeit und der Stunde. Wir müssen nicht nur in unserem Selbstverständnis, sondern auch in unserer akademischen Praxis zu Denkformen der Übergänge, der Verflechtungen, des Transits gelangen.

Meinerseits habe ich verschiedentlich einen Beitrag dazu zu leisten versucht. Gerade während der Vorbereitung zu dieser Tagung habe ich bemerkt, dass ich eigentlich in all meinen Bemühungen ein Transiteur war: Vom Plädoyer für Transkulturalität (1992) über das für transversale Vernunft (1995) und für Transdisziplinarität (1996) bis hin zu meinem seit 2001 anhaltenden Eintreten für transhumane Aspekte. Aber das Persönliche ist nicht wichtig.

Was ich Ihnen nahebringen wollte und was Sie jetzt vielleicht deutlicher verstehen: Ein Selbstverständnis im Sinn eines Lebens im Transit ist uns, wie ich eingangs sagte, nicht erst durch die neueren Verhältnisse auferlegt worden, sondern wäre immer schon das adäquate Selbstverständnis gewesen. Es mag wohl sein, dass wir im Westen dies erst angesichts der neueren Entwicklung zu begreifen beginnen (in Ostasien hatte stets die daoistische Weisheit gegolten, dass das einzig Beständige der Wandel ist), aber im Grunde war menschliches Leben immer schon ein Leben im Transit. Was heute in voller Deutlichkeit auf der Agenda steht, wäre immer schon angebracht gewesen. – Ich hoffe, wir können in Zukunft ein paar Schritte in Richtung dieser Umstellung vorankommen. Vertrauen wir dafür dem Diktum eines neueren Nobelpreisträgers: „The times they are a-changin“.

Literatur

- Rilke, R.M. (1912-22/1976). Duineser Elegien [1912–22]. In Ders., *Sämtliche Werke in 12 Bänden* (Bd. 2, S. 683-726). Frankfurt a.M.: Insel.
- Said, E.W. (1996). Kultur und Identität – Europas Selbstfindung aus der Einverleibung der Welt. *Lettre International*, 34, 21–25.
- Welsch, W. (1992). Transkulturalität. Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen. *Information Philosophie*, 2, 5–20.
- Welsch, W. (1995/2007). *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft* (4. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Welsch, W. (1996). *Grenzgänge der Ästhetik*. Stuttgart: Reclam.
- Welsch, W. (2011). Transkulturalität – neue und alte Gemeinsamkeiten. In Ders., *Immer nur der Mensch? Entwürfe zu einer anderen Anthropologie* (S. 294-322). Berlin: Akademie.
- Welsch, W. (2015). *Homo mundanus – Jenseits der anthropischen Denkform der Moderne* (2. Aufl.). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Welsch, W. (2016). *Ästhetische Welterfahrung. Zeitgenössische Kunst zwischen Natur und Kultur*. München: Fink.
- Whitehead, A.N. (1929/1979). *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zuckmayer, C. (1978). Des Teufels General. In Ders., *Werkausgabe in zehn Bänden* (Bd. 8, S. 93-231) Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.

